

Paul Valéry

Autor(en): **Gide, André**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **18 (1950-1951)**

Heft 6

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758852>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

PAUL VALÉRY

Von André Gide

Nichts konnte unsre vorläufige Regierung mehr und besser ehren als jenes ruhmvolle Staatsbegräbnis, das mit seinem Gepränge des hervorragendsten Vertreters des französischen Genius würdig war: Paul Valérys, dessen Ausstrahlungen den Vorrang unsres Vaterlandes in der Welt des Geistes trotz unsrer geschichtlichen Rückschläge und unsres Unglücks behaupten.

Diese Anerkennung war um so bemerkenswerter, als sie überraschend kam, denn der eigentliche Wert Paul Valérys entzieht sich dem Beifall der Menge. Welch unendlichen Dienst er mittelbar und gleichsam ungewollt auch leisten mochte, nur von einer sehr kleinen Schar konnte es gewürdigt werden. Sein Wirken, gleichgültig gegenüber den Dingen der Oeffentlichkeit, spielte sich in einem entlegenen Bereiche ab, der unberührt blieb vom Geschehen, in dem aber, ohne daß wir es wissen, unsre Geschicke sich abspielen. «Die Ereignisse langweilen mich», sagte er. «Sie sind der Abschaum der Dinge. Das Meer zieht mich an. Im Meere fischt man; auf dem Meere schifft man; in das Meer taucht man ein . . .»

Und keiner ist tiefer eingetaucht.

*

Seit seinen Jünglingsjahren beseelt ihn ein heimlicher Ehrgeiz, wie ich ihn edler mir nicht vorstellen kann, im Vergleich mit dem der Ehrgeiz Balzacscher Helden ein Lächeln abnötigt. Auf der profanen und weltlichen Ebene, auf der diese ihre Rolle spielen, hat Valéry indessen Erfolg, und außerdem größeren als einer von ihnen; er weiß, wie Ehren erlangt werden, was sie wert sind und wieviel Seelenfrieden sie kosten. Er zahlt den Preis dafür, und sei es auch nur, um den andern zu zeigen und sich selber klar zu beweisen, daß es dabei nichts gibt, was er nicht erreichen könnte; und so erwirbt er sich das Recht, all dies zu verachten. Denn er strebt dahin, alles zu verachten: darin liegt seine Stärke. Die Herrschaft, die er ersehnt, ist ganz anderer Art: es ist die Herrschaft

über den Geist. Alles übrige erscheint ihm nur des Spottes wert. Nicht etwa den Geist anderer, sondern seinen eigenen zu beherrschen, dessen Wirken zu erkennen, sich zu seinem Herrn aufzuschwingen, um nach Belieben mit ihm zu schalten, darauf richtet er unausgesetzt sein Bemühen. Seltsamer Narzissus: den Geist durch den Geist beherrschen. Nunmehr ist das Ergebnis ihm kaum noch wichtig; der Ertrag, nein, wohl das Mittel, ihn zu erzielen; wann er will, wie er will, und imstande zu sein, zu . . . «In meinem Wesen sind alle Möglichkeiten vorhanden», pflegte er zu sagen. Es ist ein Glück für uns, daß Valéry geglaubt hat, seine Methode auf literarische Ziele anwenden zu müssen. So sagte er: «Im Bereich der Literatur vermochte ich am ungezwungensten zu leben.» Aber von nun an betrachtet er seine wunderbaren Gedichte, seine vollendeten Essays in Prosa wie die «C.Q.F.D.» als «geistige Uebungen»¹ (so bezeichnet er seine *Junge Parze*), und diese souveräne Methode, die er hier anwendet, hätte er, daran zweifle ich nicht, in allen andern Bereichen und mit ebenso glücklichen Ergebnissen benutzen können. Ja, ich kann mir Paul Valéry ebenso als großen Staatsmann, großen Diplomaten, Finanzmann, Gelehrten, Ingenieur oder Arzt vorstellen. Und mir steigt sogar die Vermutung auf, ob er nicht in der Baukunst, in der Malerei oder in der Musik Hervorragendes hätte leisten können, so wie er es in der Poesie getan hat, wiewohl es auf jenen Gebieten besondrer Begabung bedarf, die Valéry aber fast in gleicher Weise besaß.

Gleich Edgar Poe ging er von folgendem aus: daß der Künstler (Maler, Dichter oder Musiker) nicht etwa auf seiner eigenen Erschütterung fußen soll, sondern vielmehr auf der, die er beim Hörer, beim Zuschauer oder Leser hervorrufen will. Genau wie beim Schauspieler, dem Diderot in seinem *Paradoxon über den Schauspieler* Lob spendet, geht es für ihn nicht darum, erschüttert zu sein, sondern zu erschüttern. In gleicher Weise verfahren Leonardo da Vinci und Richard Wagner. Valéry verschmäht es, an die Muse der Romantiker zu glauben, er macht sich lustig über das, was man «Inspiration» nennt. Er würde sich gerne Flauberts Wort zu eigen machen: «Inspiration? Sie besteht darin, daß man sich täglich zur gleichen Stunde an seinen Schreibtisch setzt.» Bis in seine letzten Lebenstage hinein stand Valéry schon vor dem Morgen grauen auf und arbeitete bis zum ablenkenden Erwachen der andern.

Er arbeitete, so vermute ich, nach der Art von Descartes; nicht

¹ «Ich bringe alles, was ich über die Kunst denke, mit der Idee einer geistigen Uebung in Zusammenhang.» C.Q.F.D. = Ce que fût à démontrer, was zu beweisen war.

gerade an einem bestimmten Werke zunächst, sondern daran, seinen Gedanken bis in seine letzten Verästelungen zu verfolgen. Nahezu zwanzig Jahre lang, während deren seine Jugendgefährten ihre Kräfte an Schöpfungen vergeudeteten, die er als unbedeutend beurteilte, schwieg Valéry und suchte. Angesichts jedes bedeutenden Werkes stellte sich für ihn die gleiche Frage: wie ist es zustande gekommen? Die dargebotene Speise beschäftigte ihn weit weniger als das Rezept; dieses war ihm wichtiger. Er verachtete die genialen Geistesblitze. Und vor allem ertrug er es nicht, am Narrenseil herumgeführt zu werden. Ganz jung noch (wir waren noch keine zwanzig Jahre, als jene unschätzbare Gemeinschaft zwischen uns begann, die allein sein Tod unterbrach) hatte er an die Wand seines Zimmers die berühmte Lebensregel angeheftet: «Vergiß nie, dir selber zu mißtrauen» (ich weiß nicht mehr, wie es auf griechisch heißt). Ein Mißtrauen, das er auf alles anwandte, auf Menschen, auf Dinge, auf Ueberzeugungen, auf Glaubensbekenntnisse, auf den Glauben und vornehmlich auf die Worte, diese Atome; man weiß ja, welche verborgenen Kräfte deren Zertrümmerung entfesselt.

Ich erinnere mich, wie er aus irgendeiner ausdrucksvollen Rede von Barrès vorzulesen begann (wir saßen beide in einem kleinen Kaffeehaus am Boulevard Saint-Germain, in der Nähe des Kriegsministeriums, wo er damals ein sehr bescheidenes Amt bekleidete). Lächelnd ließ er seine Stimme anschwellen und fuhr fort, vom Text ablassend, ohne dabei aber den Ton zu ändern und gleichsam «anknüpfend»: «Und man sieht das Gespenst (eine Zeit) scheußlicher Mühelosigkeit sich aufrichten.» Vor allem, was mühe-los ist, empfand er Verachtung und Abscheu. Daher rührt seine unermüdliche Anforderung an sich selbst, die ihn so weit bringen sollte. Unterdessen *schuf* er nichts.

Sein Schweigen indessen begann uns zu beunruhigen. Manche Berufsgenossen sprachen darüber mit Ironie: «Nun, euer großer Valéry, der so gut begann! . . . Er läßt es bei seinen paar Jugendgedichten bewenden; schöne Verheißungen, ganz gewiß. Nun schweigt er. Er wird für immer schweigen. Gebt zu, daß ihr ihn ein wenig überschätzt habt. Er ist bereits am Ende seines Könnens . . .» Man hielt ihn für einen Tatenlosen, schon fast für einen «Versager».

Seine Unterhaltungsgabe jedoch blieb blendend, so daß mitunter die Furcht in mir aufkam, er finde darin sein Genügen. In Anbetracht seiner Neigung zu bündiger Klarheit fürchtete ich für ihn auch die Lockung der Mathematik. Er arbeitete damals nicht etwa vor einem Tisch und weißem Papier, sondern vor einer riesi-

gen Wandtafel, die das bescheidene kleine Zimmer, welches er in jener Zeit bewohnte, fast ausfüllte.² Er malte darauf seltsame Zeichen, komplizierte Gleichungen, von denen ich nicht das geringste verstand, Formeln, die er mir umständlich erklärte, obwohl ich auf diesem Gebiete Laie war; denn es kümmerte ihn wenig, ob man ihn verstand, und er sprach weit eher für sich und zu sich selbst als für andre. Daher die geringe Sorgfalt, die er seinem Vortrag widmete, der bis an sein Lebensende sehr mangelhaft geblieben ist. Es kam häufig vor, daß seine Schäflein im Collège de France, im Vieux-Colombier, in der Sorbonne oder sonstwo, sich damit zufrieden geben mußten, ihn zu sehen, und es aufgeben mußten, ihn zu verstehen, denn wie in einer privaten Unterhaltung konnten sie ihn nicht bitten, er möge seine Sätze wiederholen. Obendrein gab er sich häufig mit irgendeinem beliebigen Zuhörer zufrieden, wenn dieser ihm nur genügend Aufmerksamkeit zu schenken schien und ihn seine ganze Ueberfülle ausreden ließ, ohne ihn zu unterbrechen. Zur Zeit unsrer Jugend rühmte er sehr einen gewissen «Gesprächspartner», der so andächtig und schweigsam sei, wie er ihn sich nur wünschen könne, der seine Worte trinke und sich darauf beschränke, höchste Bewunderung in seinen Blicken auszudrücken; täglich treffe er ihn zur gleichen Stunde auf der Plattform eines Omnibusses. Dieser Unbekannte erregte meine Neugier. Ich wurde eifersüchtig auf ihn. Wer mochte es sein? . . . Durch Nachforschungen kam ich dahinter, daß es der Schwimmlehrer der Badeanstalt Rochechouart war.

Mathematik und Algebra beschäftigten seinen Geist; weniger zunächst die Geometrie, für die er anfangs eine ausgesprochene Verständnislosigkeit an den Tag legte: «Als ich in der Schule zum ersten Male den Lehrer sagen hörte: Nehmen wir Dreieck $A B C$ und übertragen es auf Dreieck $A' B' C'$, da weigerte sich mein Verstand zu folgen.³ Was mochte das wohl bedeuten? Unnütz, fortzufahren; denn ich komme nicht mit.» Andre werden sich fragen, ob diese Ausschaltung der Geometrie zulässig ist, und ich bezweifle, ob Valéry sie habe aufrechterhalten können, da er andererseits beharrlich das Studium beispielsweise der Astronomie betrieb. Er widmete Lobatschewsky, Maxwell und Riemann eine Aufmerksamkeit, die er für Werke der schönen Literatur nicht aufbrachte. Während eines Besuches in La Roque, wo er zu seiner

² In der Sackgasse Royer-Collard, am Ende der Rue Gay-Lussac.

³ Im Jahre 1934 kann er in seinem Essay «Fluctuations sur la liberté» («Unverbindliche Gedanken über die Freiheit») ganz nebenbei darauf zurück: «Ich begreife nicht einmal diese Gleichheit der Figuren, von der man in der Geometrie Gebrauch macht.»

Freude auf seinem Nachttisch Maxwells Schriften fand — ich hatte mir das Vergnügen gemacht, sie zu beschaffen, um sie ihm zu schenken —, nahm er eines Abends aus meinem Bücherschrank die beiden Bände von Dickens' *Martin Chuzzlewit*; am nächsten Morgen gab er sie mir zurück, nachdem er, wie er sagte, einen Teil der Nacht damit verbracht hatte, sie zu lesen.

«Wie? vollständig?» rief ich.

«Oh! . . . So ziemlich. Ich kenne das Vorgehen von Dickens, das ziemlich drollig ist. Ich habe gesehen, wo er beginnt und worauf er hinzielt. Was dazwischen liegt, ist Füllsel. Ein guter Sekretär, der seine Art fleißig abgeguckt hat, hätte fast ebensogute Arbeit geleistet. Das *Far da se* interessiert mich nicht.»

Er war schnell damit fertig, sich das Wenige an wesentlicher Substanz eines Buches anzueignen, und meist war, nachdem er einmal gesehen hatte, «worum es ging», seine Neugier dahin. Selbst in genießerischer Lust liebte er nicht lange zu verweilen. *Ars non stagnat* blieb sein Wahlspruch; und wenn er ein Kunstwerk nur insoweit schätzte, als der Künstler es nach Belieben noch einmal schaffen könnte, so dachte er doch: «Warum nochmals schaffen, was man bereits vollkommen besitzt?» Wichtig war, jedes Begonnene gleich zur Vollkommenheit zu führen, um sich alsobald davon abwenden zu können. Daher jene vollendeten Werke, die seine großen Gedichte ja der Reihe nach waren, nachdem er sich durch die «geistigen Uebungen» der *Jungen Parze* geschult hatte. Unablässig schritt er voran auf seinem Wege, wobei er schamhaft seine tastenden Versuche, die Uebearbeitungen und ersten Entwürfe, verbarg und die Schriftstellerkollegen ringsum sich damit aufhalten ließ, unermüdlich immer wieder die gleichen Bücher oder, ohne einen Fortschritt zu zeigen, Werke nämlichen Inhalts zu schreiben.

Daher hegte er auch eine ziemliche Geringschätzung für die Literatur, vornehmlich für den Roman. Tatsache ist, daß er sich für andre nicht interessierte, wenigstens nicht für die Menschen als solche; denn er sträubte sich gegen . . . fast möchte ich sagen: gegen die Hingezogenheit; doch ich möchte nicht, daß man dieses Wort falsch verstehe in dem Sinne, als wollte ich sagen, er sei der Liebe nicht fähig gewesen; nein, wohl aber widerstrebte es ihm, die Welt der Gedanken und der Gefühle wie ein schleichendes Gift in seinen eigenen inneren Bereich übergreifen zu lassen. Konnte nicht La Rochefoucauld in diesem Sinne schreiben: «Ich bin dem Erbarmen wenig geöffnet, und ich möchte es auch hier auf keinen Fall sein?»

Demgemäß waren im Bereiche der Literatur bewundernde An-

erkenntnisse von seiner Seite aus selten, waren mehr und mehr abgehandelt, schnell eingeschränkt oder überholt. Ueber die Bewunderung, die er im Anfang seines Lebensweges zum Beispiel für Stendhal aussprach, sah ich ihn zu meiner Verwunderung in seinen letzten Lebensjahren lächeln; er gab damals paradoxerweise vor, ihm Restif de la Bretonne oder Casanova vorzuziehen. Uebrigens las er wenig,⁴ da er kein Bedürfnis empfand, für seine Gedanken Stützen bei andern zu suchen.

Und doch glaube ich, ungeschmälert blieb seine tiefe Verehrung für Mallarmé, den er als seinen Meister und seinen Vorläufer auf einem steilen Wege ansah, den er nur in seinem Gefolge betreten sollte, um ihn, wie mir scheint, bald zu überholen. Uebrigens blieb Valéry ein überaus getreuer Freund: «Ich bin in die Freundschaft verliebt», hätte er mit Montesquieu sagen können. Trotz seiner Abneigung gegen Gefühlsäußerungen besaß er eine Zärtlichkeit des Herzens und eine Sensibilität, von denen seine Vertrauten zahlreiche Beweise kennenlernten, aber auch eine solche schamhafte Scheu, daß er mir ohne Zweifel einen Vorwurf machen würde, daß ich darüber spreche. Dieser Zyniker war gegenüber den Seinen und allen, denen er sich verbunden fühlte, ausgesuchter Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheiten fähig. Nun, da er nicht mehr ist, darf ich es wagen, folgendes zu berichten: Kurz nach Mallarmés Tode kam er zu mir und sagte: «Man spricht von einem Denkmal, das man ihm zu errichten plant. Subskribentenlisten werden, wie es sich gehört, in den Zeitungen erscheinen. Doch hinterläßt Mallarmé eine Witwe und eine Tochter in jener Wohnung, in die wir uns so oft begaben und für die der Mietzins noch zu zahlen ist. Wie aber? Darüber macht keiner sich Gedanken. Ich bin nicht in der Lage, die Verpflichtung alleine zu übernehmen. Ich dachte, du würdest mir vielleicht helfen ... aber, nicht wahr, sprich zu niemandem darüber.»

Sein ganzes Leben lang beschäftigten ihn die Geldsorgen. Ständig fürchtete er, nicht auszukommen, und dies, zusammen mit seinem Wunsch, gefällig zu sein, hielt ihn davor zurück, sich den unablässigen Ersuchen, Aufforderungen und Einladungen zu verschließen. Daher seine zahlreichen Einzelabhandlungen und Voreden. «Man scheint es nicht zu hören oder zu glauben — und doch habe ich es genugsam gesagt —, daß mein Werk zum größten Teil nur aus meinem vielfachen *Eingehen* auf Ersuchen oder zufällige Gelegenheiten zustandegekommen ist, und daß es ohne solche Auf-

⁴ «Seine Seelenregungen kümmern mich nicht, ich brauche sie nicht», schrieb er gerade in bezug auf Stendhal. «Ich verlange von ihm lediglich, daß er mich über seine Arbeitsweise belehrt.»

forderungen oder äußere Notwendigkeiten gar nicht bestände», konnte er schreiben. Das Uebermaß an Verpflichtungen, die er sich aufzwingen ließ, entkräfteten ihn; gerne hätte er sich ihnen entzogen, um Nachsicht gebeten: «All diese überaus reizenden Menschen werden mich noch töten», sagte er. «Kennen Sie die Inschrift, die man auf meinen Grabstein wird meißein müssen? — Hier ruht Paul Valéry, getötet von seinen Mitmenschen.» Aber man muß schon anerkennen, daß sehr viele seiner besten Schöpfungen aus gelegentlicher Anregung entstanden. Uebrigens konnte nichts von dem, was er schrieb, übersehen werden. Er schöpfte aus seinen angehäuften Vorräten und schüttete auf diese Weise seine Schätze in einzelnen Goldkörnchen aus. Gleichwohl wandten sich seine so außerordentlich wertvollen Schriften nur an eine geringe Zahl von Lesern. Seine Bücher fanden keinen großen Absatz. Ihre Lehre konnte nur von einer Elite verstanden werden; und es war nicht einmal wünschenswert, daß die große Masse ihr folgte; denn genau wie die Lehre Nietzsches birgt sie die Gefahr, diejenigen vom rechten Wege abzubringen, die durch sie nicht stärker werden.

Sein Ruhm verbreitete sich schnell, und nicht nur in Frankreich. Ich weiß nicht, wie es kam, daß der Vertreter der *Chartered Company*, der Valéry's Lob vernommen hatte, ihn, ganz jung noch, nach London einlud, um ihm eine ungemein wichtige Arbeit anzuvertrauen. Da er zum Stillschweigen verpflichtet und überdies von Natur aus sehr wenig vertrauensselig war, hat Valéry von diesem seltsamen Erlebnis, das für ein in so geringem Grade bewegtes Leben höchst überraschend war, nur wenigen Menschen erzählt. Und ich entsinne mich kaum noch des Berichtes, den er mir gleich nach seiner Rückkehr aus London, wo diese geheimnisvolle Arbeit ihn einige Wochen festhielt, von den seltsamen Lebensumständen gab, zu denen er sich hatte verstehen müssen. Von der Art der Arbeit selbst sagte er uns wegen der versprochenen Verschwiegenheit kein einziges Wort. Ich erfuhr nur, daß er bei seiner Ankunft in England von einem Unbekannten, dessen Namen er niemals erfuhr, empfangen, nach London geleitet und in eine Art komfortabler, doch hermetisch abgeschlossener Wohnung gebracht wurde. daß es ihm während seines ganzen Aufenthaltes nicht erlaubt war, sie zu verlassen und ihm desgleichen verboten wurde, auch nur mit einem einzigen Menschen zu verkehren. Ein Diener, der taubstumm — oder vorgeblich taubstumm — war oder keine der gebräuchlichen Sprachen beherrschte, brachte ihm täglich seine Mahlzeiten und ging, ohne den Mund aufgemacht zu haben, wieder fort. Dieser fast freundliche Gefängnisaufenthalt nahm erst ein

Ende, nachdem Valéry sich seiner Aufgabe entledigt hatte. Von dem gleichen Manne, der ihn hergebracht, wurde Valéry sogleich wieder zum Einschiffungshafen gebracht, und er bewahrte die Erinnerung an all dies auf wie an einen Traum.

Journalisten haben von der Stellung gesprochen, die er 1900 für ziemlich lange Zeit bei der Agentur Havas übernommen haben soll. Das stimmt nicht genau. Tatsache ist, daß er beim alten Lebey, dem Gründer der berühmten Agentur, der damals aber im Ruhestand lebte, die Tätigkeit eines Privatsekretärs, Vorlesers und Beraters ausübte. Ein Vertrauensposten, auf dem Valéry alle Mühe hatte, seinen Scharfsinn, seine Beschlagenheit in politischen, diplomatischen und finanziellen Dingen zu bewähren, die Sicherheit seines Urteils, seine Rechtschaffenheit, seinen Takt, schließlich die auserlesene Courtoisie seiner Umgangsformen und die Feinheit seines Empfindungsvermögens. Von diesem Greis, zu dem er Zuneigung gefaßt hatte, sprach er mit großer Ehrerbietung: er war, so sagte er, eine Art Vater Leuwen, befallen von einem Gliedererschütteln, das ihm die Herrschaft über seine Bewegungen raubte. Da er die Hand nicht reichen konnte, die infolge seines Gebrechens geschüttelt wurde, pflegte er seinen Besuchern zu sagen: «Halten Sie, bitte, meine Hand an.» In einem tiefen Sessel sitzend, lauschte er der Vorlesung aus den Zeitungen und den Reden Bourdaloues (die er den Reden Bossuets vorzog); aber Valéry gestand mir, daß er häufig Seiten übersprang. Das dauerte Monate, Jahre. Und zweifellos lernte er viel bei diesem abgeklärten Greis, in dieser heikeln Tätigkeit, welche die aufs Praktische gerichteten Fähigkeiten seines Geistes erprobte. Da er die abstrakten Gebiete der Mathematik verließ, als er *seine Blicke auf die gegenwärtige Welt* richtete, waren seine Urteile, seine Voraussagen von solcher Treffsicherheit, daß sie uns heute als prophetisch erscheinen; und ich glaube nicht, daß zur damaligen Zeit jemand über die Situation Europas und Frankreichs tiefblickendere Urteile ausgesprochen hat.

Was er 1927 über die französische Nation schrieb, bleibt in erstaunlicher Weise aktuell und von packender Zeitgemäßheit:

«Diese erregbare Nation voller Widersprüche findet gerade in ihren Widersprüchen ganz unerwartete Hilfsquellen. Das Geheimnis ihrer wunderbaren Widerstandskraft liegt vielleicht in den großen und vielfältigen Verschiedenheiten, die sie in sich vereinigt. Bei den Franzosen ist die augenscheinliche Beweglichkeit des Charakters mit einer einzigartigen Ausdauer und Geschmeidigkeit verbunden. Die allgemeine Ungezwungenheit und Liebenswürdigkeit im Umgang verbinden sich bei ihnen mit einem kriti-

schen, stets wachen Geist. Vielleicht ist Frankreich das einzige Land, wo das Lächerliche eine geschichtliche Rolle gespielt hat; es hat einige Regierungsformen untergraben und vernichtet, und es genügt dazu ein ‚Witzwort‘, ein glücklicher (und manchmal allzu glücklicher) Einfall, um in der öffentlichen Meinung in wenigen Augenblicken bedeutsame Mächte und Situationen zu zerstören. *Ueberdies kann man bei den Franzosen eine gewisse angeborene Zuchtlosigkeit beobachten, die aber immer zurücktritt, sobald sich die Notwendigkeit einer Einordnung offenbart. Es kommt vor, daß man die ganze Nation plötzlich geeint findet, wenn man darauf gefaßt sein konnte, sie gespaltet zu sehen.*»

Bevor er sich in die Schweigsamkeit begab, hatte Valéry schnell nacheinander die *Arbeitsweise Leonardos da Vinci* (1894) in Mme Adams *Nouvelle Revue* und im *Centaure*, den damals Pierre Louys herausgab, den staunenerregenden *Abend bei Herrn Teste* erscheinen lassen, eine außerordentliche Schöpfung, die ihresgleichen in keiner anderen Sprache findet, ein in sich geschlossenes, vollendetes Werk, vor dem wir alle uns neigen müßten. Wie er uns, vermittelt Leonardos da Vinci, mit seiner Arbeitsweise bekannt gemacht hatte, offenbarte Valéry uns hier mit Hilfe jenes gewissermaßen halbmythischen Alibis seine Ethik, seine Haltung zu den Dingen, den Menschen, den Ideen, dem Leben. Er erwies sich hier — und blieb es bis ans Ende — sich selber treu, seiner selbst unbeirrbar, so daß er kurz vor seinem Tode sagen konnte (es sind seine eigenen Worte, die ich anführe): «Die Hauptthemen, um die ich seit fünfzig Jahren mein Denken geordnet habe, bleiben für mich *unerschütterlich*». Das letzte Wort sprach er aus, indem er jede Silbe stark betonte.

*

Doch täuschen wir uns nicht, Herr Teste ist nicht Valéry, sondern wohl nur eine Projektion seiner selbst: eines Valéry, der entblößt ist von jeder Heiterkeit, von jenem dichterischen Lächeln, von jener Anmut, von all dem, das ihn uns so liebenswert machte. Gewiß, er mochte das Getriebe ringsumher als eitel betrachten und ihm nur eine flüchtige Aufmerksamkeit widmen; meist aber geschah es mit einer gewissen Nachsicht, solange er sich von ihm nicht gestört sah, oder auch mit jener Art Belustigung, die wir mitunter gegenüber dem Spiel der Kinder, dem kein Zweck innewohnt, an den Tag legen. Ich sehe ihn noch in jener Zeit, da er zum heiteren Zeitvertreib der Seinen die Marionetten eines kleinen Kasperletheaters mit begeisternder Hingabe beseelte, ganz wie

er sich später zu den Redekämpfen bei gesellschaftlichen Unterhaltungen, dem Getue der Salons hergeben konnte. Er fand übrigens Vergnügen daran, gefeiert und verhätschelt zu werden; er war ein schlechter Zuhörer, redete viel, glänzte und war offensichtlich belustigt darüber, hier so leichte Erfolge einzuheimen. oder vielmehr hier die Leichtigkeit der Erfolge festzustellen. Selbst im Verkehr mit seinen Vertrauten überschattete der Ernst seiner Gedankenwelt niemals seine lächelnde Anmut. Es gibt hierüber nichts Aufschlußreichereres als seinen vorgeblichen Brief von Mme Teste, der einen einzigartigen Gedankengang von köstlicher Zartheit darstellt und die verborgene Empfindsamkeit dieses Mathematikers in unvergleichlicher Weise enthüllt. «Ich glaube, er hat allzuviel Folgerichtigkeit in seinen Gedanken», läßt er Mme Teste ein wenig klagend von ihrem schrecklichen Gatten sagen. Und an anderer Stelle (*Oriente versus*) schreibt Valéry, der tödlichen Gefahr einer allzu unnachgiebigen Strenge völlig bewußt: «Ich bin sehnsüchtig nach den unwägbareren Dingen. Es ist dies eine Art Krankheit, ein eigentümlicher Reiz, der sich gegen das Leben richtet, denn das Leben wäre unmöglich ohne ein Ungefähr.»

Freilich: gerade über dieses *Ungefähr* verbreitet sich die Literatur, im Ungefähr patschen wir alle herum. In seiner Gegenwart wurde ich mir dessen nur allzusehr bewußt, und auch sein lebenswürdiges Wesen vermochte oft nicht zu verhindern, daß ich mich darob verwirrt fühlte. Aus großer Achtung vor anderen, wie auch aus Gleichgültigkeit, war er duldsam gegenüber religiösem Empfinden, aber einzig bei den andern, da er es selbstverständlich ablehnte, sich irgendeinem *Credo*, welches es auch sein mochte, zu beugen. Besondere Abneigung empfand er gegen den Protestantismus, der die christliche Religionsausübung all dessen beraubt, was der Katholizismus ihm an Zauber in der äußeren Zurschaustellung, an Weltklugheit in den Lehren und an Erfahrung in den Beziehungen zueinander beigibt, so daß er sich auch für die Jesuiten und gegen Pascal erklärte. Großen Widerwillen empfand er überdies vor dem bigotten Wortschatz wie auch vor allen unklaren Begriffen: dieses Papiergeld ohne Deckung fand bei seinem Scharfsinn keinen Kredit. In diesen Zusammenhang gehört folgende Erinnerung, die auch ein Beispiel für die kurzweilige Begeisterung ist, von der ich vorhin sprach:

Ich weiß nicht mehr, welche Unpäßlichkeit mich mehrere Tage mit Fieber ans Bett fesselte. Er tritt an mein Krankenlager; wir plaudern lange. Wovon wir sprachen? Von den christlichen Tugenden, glaube ich; und da ich mich zu ihrer Verteidigung aufschwang und das Wort *Entsagung* mir entschlüpfte, springt, schnell Paul

von seinem Stuhl auf, stürzt zur Türe des Flurs und ruft in gemachter Kopflosigkeit:

«Eis! Schnell Eis her! . . . Der Kranke redet irre. Er *entsagt!*»

Voller Ehrerbietung gegen andre; doch das soll nicht heißen: voll unterwürfiger Ehrfurcht. Ehrerbietung ist ein erster und bequemer Schritt voran auf dem Wege zur Ehrfurcht, die ihrerseits den Respekt mit einschließt, und Valéry wußte, wie sehr der Respekt uns behindert: «Der Weiße besitzt eine Eigenschaft, die ihm auf seinem Wege vorwärts behilflich gewesen ist: die Respektlosigkeit», schreibt respektlos Henri Michaux. Valéry, dessen Geist «vorwärts strebte», ließ sich durch keine Form der Trägheit aufhalten. Scherzend sagte er (oder hat er es geschrieben?): «Ich wüßte gerne die Zahl der Leute, die bei Unfällen umkommen, weil sie ihren Regenschirm nicht fahrenlassen wollen!» Sich von allen Behinderungen freizumachen, blieb seine ständige Sorge, und man kann sich keinen freieren Geist vorstellen als den seinigen.

*

Man werfe mir nicht vor, wie man es bei meinen Arbeiten über Dostojewskij, Goethe oder Montaigne getan hat, ich wolle Valéry zu mir heranziehen. Es gibt nichts Verschiedeneres als unsre beiden Naturen, nichts Entgegengesetzteres als die Neigungen unsrer beiden Geister: der meinige so «natürlich der Verehrung zugetan», wie Goethe von seinem eigenen sagte, wie der Valéry's sich ungläubig gab, sich schroff ablehnend zeigte gegen jede anerkannte und ungeprüfte Glaubenslehre, entschlossen skeptisch (Zweifler und Sucher zugleich), unbekümmert um Beifall, Zustimmung, Sympathie, und dem Anscheine nach befreit von allen menschlichen Schwächen, eitler Wißbegier, unbedachten Vorurteilen, Hemmungen, gefühlsbedingten Vorbehalten. Zu allem, was ihn von seinem Suchen abgelenkt hätte, sagte er *nein*. Wohingegen ich, wenn ich zweifelte, in seinem Gefolge und in seiner Art, vor allem an mir selber zweifelte. Er schien sich seines Einflusses kaum bewußt zu sein; meine Freundschaft ertrug ihn, nicht ohne gelegentliches Sträuben, aber das Wenige an Widerstand, das ich ihm entgegenzusetzen versuchte, zog sich schnell zurück, floh davon. Eines war mir völlig klar und daran zweifelte ich nicht: daß er nämlich immer recht hatte. Ich litt unter seinen Geringschätzungen, wenigstens unter gewissen von ihnen, erkannte ihm aber das Recht und den Grund zur Geringschätzung zu, ein Recht, das er sich durch seine Persönlichkeit erworben hatte. Wenn er, frei von Bilderstürmerei, zuschlug, verschonte er nichts. Und ich verstand damals

nicht, ihm auf seine Einfälle ironisch zu erwidern, so wie es mir kurz vor dem Kriege auf jener Sitzung des Rundfunkbeirates geschah, da ich ihn zu meiner Freude am grünen Tisch zum Nachbarn hatte; er neigte sich zu mir herüber (es war gerade bei irgendeiner Aeußerung der Name Homer gefallen) und flüsterte:

«Kennst du etwas Langweiligers als die *Ilias*?»

«Ja, das *Rolandslied*», erwiderte ich (schlagfertiger hätte ich antworten sollen: *Die junge Parze*.)

Nicht etwa, als hätte ich ihn in diesen jüngst verflossenen Jahren weniger ernst genommen (ich wäre versucht zu sagen: im Gegenteil), aber ich hatte meinerseits mehr Sicherheit gewonnen. In jenen fernen Zeiten, in die meine Erinnerungen zurückgehen, fühlte ich, wenn ich von meinen Gesprächen mit Valéry fortging, mich in Kopf und Herz wie benommen. «Er zerbricht einem den Geist mit einem Wort, und ich komme mir vor wie eine mißlungene Vase, die der Töpfer zu den Scherben wirft», schrieb Mme Teste von ihrem Gatten. Ja, genau das Gleiche empfand auch ich. Sie setzte hinzu: «Er ist streng wie ein Engel», und ferner: «Sein Dasein scheint allen andern die Kraft zu rauben.» Meine Bewunderung für ihn mußte schon sehr groß sein, damit meine Freundschaft nicht allzusehr darunter litt. Nichts von all dem, wofür ich lebte, schien in seinen Augen Wert zu haben, und ich zweifelte, ob er dem, was ich geschrieben hatte oder schreiben wollte, überhaupt irgendwelche Bedeutung beimaß. Darin auf seiner Seite einen Mangel zu sehen, wäre mir einerseits als Anmaßung erschienen. Aber er wußte seine Zuneigung in sehr zurückhaltender, fast zärtlicher Form zu bekunden, die mir sicherer zu Herzen ging als laute Gefühlsergüsse. Sein Vertrauen in meinen kritischen Geschmack, wenn er mich bei irgendeinem Gedicht, das er soeben verfaßt hatte, zu Rate zog — nichts konnte mir mehr schmeicheln, mich mehr rühren, mich besser begreifen lassen, daß er doch wenigstens auf mein Urteil Wert legte. Gewiß, Vertraulichkeiten widerstrebten ihm, und er liebte, da er jedwede Beichte für eine unschickliche Entblößung hielt, nicht das, was mir Freude machte und das zu schreiben ich für meine Pflicht hielt; er achtete aber, daß ich zu schreiben verstand, und diese Achtung genügte mir.⁵

Eines Tages war ich überrascht über das unerwartete Lob, das er mir über einen kurzen Aufsatz spendete, dem ich, ich gestehe es, wenig Bedeutung beimaß: dem *Zwiegespräch mit einem Deutschen*, kurz nach dem ersten Weltkriege geschrieben.

⁵ Ich spreche hier nicht von dem Valéry der ersten Jahre, sondern von dem, der er geworden war, von dem, den er aus sich gemacht hat.

«Aber es ist doch nur eine Reportage», protestierte ich.

«Das hat nichts zu sagen», entgegnete er; «es ist eine vollendete Skizze.»

Ich glaube wohl, daß es das einzige Lob ist, welches er jemals an mich richtete. Möge doch das Bild, das ich heute von ihm zu zeichnen versuche, so sein, daß es ihm hätte gefallen können.

*

So bewundernswert uns die meisten Gedichte Valéry's erscheinen, ich weiß nicht recht, ob ich ihnen nicht seine Prosa vorziehe; zahllose Seiten von ihr gehören, glaube ich, zu dem Vollkommensten, das je in irgendeiner Sprache geschrieben worden ist. Fügen wir gleich hinzu, daß ich nur wenige Beispiele französischer Schriftsteller kenne, wofern ich überhaupt einen einzigen finde (in Deutschland könnte man Goethe nennen), die in beiden Gattungen gleich Hervorragendes geleistet hätten. Und gerade von seiner Prosa erwarte ich mit aller Bestimmtheit die ersprießlichste Wirkung. Denn es bedeutet mir wenig, daß er die Verskunst des einen oder andren in seinem Sinne gebeugt, eine Anzahl gelehriger Schüler veranlaßt hat, Verse in seiner Art zu machen. Dieser deutliche Wink mußte einmal erteilt werden, um dem Uebermaß der dichterischen Freiheit zu begegnen; aber die außerordentliche Wohltat seines Einflusses wirkt viel verborgener auf ganz anderer Ebene. Dieser *asper contemptor deum* scheint mir vor allem und in erster Linie ein befreiender Lehrer zu sein. Niemand (nicht einmal Voltaire) hat mehr getan als er, uns von den Glaubensbekenntnissen, den Kulte[n], dem Dogmenwesen freizumachen und zu entwöhnen. Gerade in einer Zeit, in der das todwunde Frankreich geneigt zu sein scheint, in Gott-Ergebenheit Trost, Zuflucht und Rettung zu suchen (wie es auch gegen Ende der Regierung Ludwigs XIV. nach den Rückschlägen unsrer Armeen der Fall war), gewinnt jene mannhafte Lehre Valéry's besondere Bedeutung, wie auch das Beispiel seines Widerstandes gegen die schwächlichen Nachgiebigkeiten. Eigenwillig sagte er *nein* und blieb ein lebendiges Zeugnis für die Nichtunterwerfung des Geistes.

Woher aber kommt es, fragte er mich, daß die Menschen so schnell sich zur Ruhe finden? Warum begnügen sie sich mit so wenigem?

Uebersetzung von Wilhelm Maria Lüsberg